

Marie-Luise von der Leyen, **Max Mannheimer. Drei Leben. Erinnerungen.** dtv-premium, München 2013. 220 Seiten. Mit Schwarz-Weiß-Fotos.

Man sagt, dass sich in den Augen des Menschen seine Seele spiegelt. Seit ich in die Augen Max Mannheimers geblickt habe, der in mehreren Konzentrationslagern physisch und psychisch unendlich gelitten hat und dort fast seine ganze Familie verlor, weiß ich, dass diese Aussage stimmt. Zu Beginn seiner Vorträge in Schulen und Universitäten sagt er meist: „Ich komme nicht als Ankläger, sondern als Zeitzeuge.“ Und er fügt hinzu, er könne, „trotz allem, was mir und meinem Volk angetan wurde, nicht hassen, weil Hass meinem Wesen fremd ist“. Und dieses Nicht-Hassen-Können ist in seinen Augen sichtbar.

Max Mannheimer, einer der letzten Überlebenden von Auschwitz, spricht aus, was der Titel des Buches von Anne Betten und Miryam Du-nour anmahnt: „*Wir sind die Letzten, fragt uns aus*“ (Gerlingen, 3. Auflage 2002). Er betont aber auch, dass sie, die jungen Menschen, für das Geschehene keine Verantwortung tragen, dass sie aber sehr wohl dafür verantwortlich sind, dass so etwas nie wieder geschieht.

Diesem sympathischen und bescheidenen Menschen war klar, dass nach Auschwitz ein normales Leben nicht mehr möglich sein würde. Trotzdem hatte er die Kraft, weiter im Land jener „Täter“ zu leben, denen er wieder als „ehrbaren Bürgern“ auf der Straße begegnete. Er hat seine Erfahrungen aufgeschrieben, obwohl er wusste, dass er beim Schreiben noch einmal alle Ängste und Qualen durchleben würde. Gleich nach dem Krieg erschienen viele solche oder ähnliche Bücher, geschrieben von Menschen, die Ähnliches erfahren und erlitten haben. Jedes dieser Bücher ist auf seine Art ein Beweis für das Grauen, das sich diejenigen, die es nicht erlebt haben, auch nicht vorstellen können. Sie alle schrieben und schreiben auch heute noch für jene, die selbst nicht mehr berichten können.

Max Mannheimer, 1920 im dem kleinen mährischen Städtchen Neutitschein geboren, sagt von seiner Kindheit, dass sie schön und harmonisch war, und dass das Zusammenleben im Vielvölkerstaat der k. u. k. Monarchie trotz gelegentlicher Judenfeindlichkeit friedlich war. Erst der Anschluss Österreichs an das „Reich“ änderte schlagartig alles. Aber wie so viele andere jüdische Familien dachten auch die Mannheimers nicht an Auswanderung. Die Familie lebte schon lange dort, und schließlich war der Vater viele Jahre Soldat in der k. u. k. Monarchie gewesen. Erst als die Schi-

kanen begannen, das *Kauf nicht bei Juden*, das *Betreten für Juden verboten*, die Zwangsführung des Zweitnamens *Sarah* oder *Israel*, das Tragen des gelben *Judensterns*, und als immer mehr Juden in „Schutzhaft“ genommen wurden und nie mehr zurückkamen, begannen die Menschen zu ahnen, was ihnen bevorstand. Aber selbst dann, als sie bereits in Viehwaggons ostwärts transportiert wurden, wussten sie noch nichts Genaues. Max Mannheimer berichtet in seinem Buch auch von dem ungeheuerlichen Endlösungs-Beschluss der „Wannseekonferenz“, von dem Eichmann bestätigte, „dass die Konferenz eineinhalb Stunden dauerte und in freundschaftlicher Atmosphäre verlief und jeder der Anwesenden seine Zustimmung gab, als die Technik der fabrikmäßigen Vernichtung und Eliminierung [der Juden] besprochen wurde“.

Mit der Deportation der ganzen Familie am 27. Januar 1943, seiner Eltern, seiner Frau Eva und seiner drei Geschwister, aber vor allem, als ihm die Häftlingsnummer 99728, die er zuerst „nur“ um den Hals trug, auf den Arm tätowiert wurde, erkannte Max Mannheimer, dass er jetzt nur noch eine Nummer war. Damals fragte er sich noch, wo wohl die anderen 99727 „Nummern“ waren. Mannheimer erzählt von der akribisch geführten „Totenliste“ in Auschwitz, von der gerühmten „Kapazität, in einigen Stunden mehrere Tausend Menschen zu vergasen“, von den Versuchen mit „Testpersonen“, die im kältesten Winter nackt auf eine Bahre geschnallt und so lange mit eiskaltem Wasser übergossen wurden, bis sie starben. Er berichtet von Hunger, Folter und Tod, von unvorstellbaren Erniedrigungen und Unmenschlichkeiten, vom absoluten Ausgeliefertsein. Und dennoch zog er 1946 mit seiner zweiten Frau Elfriede, geb. Eiselt, nach Deutschland, in das „Land der Täter“, obwohl er wusste, und er weiß es bis heute, dass das Ende des Krieges und die „Befreiung“ nicht wirklich „Freiheit“ – im Sinne von „Vergessen-Können“ – brachten.

Als er nach fünfzig Jahren wieder in Auschwitz an der Rampe stand, war plötzlich alles wieder da: alle Ängste, alle Hoffnungslosigkeit und alle Verzweiflung. Er hatte geglaubt, dass er in den vielen Jahren der Verdrängung Abstand gewonnen hätte; doch traumatische Erinnerungen von solchem Ausmaß können Menschen nie ganz überwinden. Die Bereitschaft zu akzeptieren, „dass der Holocaust ein Teil der Identität wird“, ist wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, weiterleben zu können.

Maria Stiefl-Cermak, Freiburg i. Br.